

Lebenszeichen im Netz. Digitale Medien und die Biographik

M. Bargmann

Fachhochschulstudiengänge Burgenland, Studiengang Informationsberufe, Eisenstadt, Österreich

KURZFASSUNG: Wie in Zukunft mit digitalen Lebensdokumenten in Archiven und Bibliotheken umgegangen wird, ist eine spannende Frage an der Schnittstelle von Bibliotheks- und Archivwesen, Literaturwissenschaft und Informationstechnik, die auch rechtliche Themen wie Daten- und Bildnisschutz berührt. Der Artikel gibt einen Überblick über digitale autobiographische Formen wie persönliche Websites und Online-Tagebücher, aber auch über im Entwicklungsstadium befindliche „Lifelong capture“-Systeme. Die Schwierigkeiten, wenn diese Formen als biographische Quellen verwendet werden sollen, liegen in der Bewertung der Bedeutung und der Authentizität, in der Datensicherung und in der Bewältigung der Datenfülle.

1 VORBEMERKUNGEN

“Nothing claims existence more than owning your own space on web” (43things o.J.)

„Im Computer bleibt unsere Vergangenheit ein Leben lang abrufbereit“ (Hümmerich 1981)

„Sartre had it only partly right. Hell is not just other people, it’s other people’s home pages“ (Rothstein 1996)

“A home in the real world is, among other things, a way of keeping the world out. (...) An online home, on the other hand, is a little hole you drill in a wall of your real home to let the world in” (Seabrook 1995)

2 EINLEITUNG

„Der KURIER schenkt Babys eine Homepage. (...) Mittels Zugangscode und Passwort können die Eltern gleich nach der Geburt auf einfache Weise eine Baby-Homepage anlegen und somit Verwandten, Freunden, Bekannten die Möglichkeit geben, die kleinen Erdenbürger online zu bewundern“, schrieb Heike Kroemer in der Tageszeitung Kurier (Kroemer 2006). Ein Menschenleben beginnt heute mit einer Online-Bildergalerie und der Erfassung im Computer eines Krankenhauses. Wahrscheinlich endet es mit einem Nachruf in der Online-Tageszeitung und einem Vermerk im Datensatz der Pensionsversicherung. In Zeiten elektronischer Verwaltung und elektronischer Privatkommunikation liegen generell immer mehr personenbezogene Daten in maschinenlesbarer Form vor: „Computer scheinen darauf ausgerichtet, die Totalität des Lebens zu erfassen, zu speichern und zur beliebigen Verfügbarkeit zu halten“ (Oels 2002).

Durch immer bessere Retrieval-Techniken sind diese biographischen Daten immer leichter auswertbar, und es gibt nahezu keine technischen Hindernisse, sie alle in einer großen Datenbank zusammenzufassen. Dabei kann man verschiedene Formen unterscheiden:

- Daten, über deren Freigabe man im Normalfall nicht bewusst entscheiden kann, zum Beispiel aus einer Videoüberwachung

- Daten, die man bewusst, aber nur bedingt freiwillig hergibt, zum Beispiel im Rahmen der elektronischen Verwaltung (vom Melderegister bis zur Bildungsevidenz)
- Daten, die man bewusst und freiwillig veröffentlicht: persönliche Websites, Weblogs, Einträge in Foren...

Im Folgenden werden „Lebenszeichen im Netz“ beschrieben, die vor allem der dritten Kategorie – Daten, die man bewusst und freiwillig veröffentlicht – zuzurechnen sind. Digitale autobiographische Formen wie Online-Tagebücher, ePortfolios, persönliche Websites und in Zukunft auch Lifelong capture-Systeme, die sich derzeit noch in der Testphase befinden bzw. noch nicht weit verbreitet sind, werden in Zukunft wohl Grundlagen für Biographien liefern bzw. sind zum Teil bereits jetzt Basis für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit menschlichen Lebensverläufen, wie es schon bisher ihre analogen Pendanten waren.

Dabei darf ein Aspekt nicht vergessen werden: Welche Auswirkungen die Digitalisierung von Lebensdokumenten und das Auftreten neuer Formen auf die Arbeit von ArchivarInnen und in weiterer Folge BiographInnen haben wird, kann derzeit noch nicht abgeschätzt werden. Mögliche Problemfelder reichen von technischen und organisatorischen Aspekten wie Zugriff und Langzeitsicherung über die Bewältigung der Datenmengen bis hin zur Bewertung der Bedeutung und Einschätzung der Authentizität elektronischer Lebensdokumente.

3 PERSÖNLICHE WEBSITES

Persönliche Websites können verstanden werden als Selbstpräsentation eines Individuums in digitaler und hypertextueller Form, deren Schwerpunkt auf einer Person, den Tätigkeiten einer Person, der professionellen Erfahrung einer Person und/oder den Interessensgebieten einer Person liegt und diesen Schwerpunkt im wesentlichen einerseits durch den Inhalt der Seite(n), andererseits durch die Auswahl der Links zu anderen Seiten ausdrückt (de Saint-Georges 1998, zitiert nach Döring 2002).

Persönliche Websites tauchten in der ersten Hälfte der 1990er Jahre im Web auf und wurden schon bald durch „unmittelbarere“ (Killoran 2003) autobiographische und biographische Formen wie die Webcam und das Weblog ergänzt. Diese Webauftritte haben nichts Vergleichbares in der analogen Welt, beziehen aber durchaus Inspiration aus früheren gedruckten Genres wie Lebensläufen, High School-Jahrbüchern und Werbeeinschaltungen (Killoran 2003).

Sie enthalten üblicherweise biographische Informationen über die Autorin bzw. den Autor: Diese können von der bloßen Anführung des eigenen Namens im Titel wie „Billy’s Multiple Personality page“ (Shapiro 1997) und eine „short bio“ oder kurz abgerissene „about me“-Seite über ausführliche textuelle Lebensläufe und Photogalerien bis zur totalen Öffentlichmachung eines Lebens reichen.

Extremes Beispiel: Jennifer Ringley ließ sich zwischen 1996 und 2003 ununterbrochen von einer Webcam filmen und übertrug das Bild auf ihrer Website JenniCam. Seit 1996 konnten ZuseherInnen durch Bezahlung eines Beitrags von 15 Dollar pro Jahr die Aktualisierungsrate der Webcam von drei Mal pro Stunde auf dreißig Mal pro Stunde erhöhen (Lüke 2004). Ein Privatleben wird so zu einem öffentlich zugänglichen Lebenslauf, die Unterscheidung zwischen Privatem und Öffentlichem verschwimmt (Killoran 2003) – die ZuschauerInnen erleben zugekaufte Authentizität (Rötzer 1998). Detail: Obwohl die Website mittlerweile seit über drei Jahren nicht mehr existiert, ist die Domain jennicam.org immer noch auf Ringley registriert.

Der Produktionsprozess der eigenen Website, begleitet durch die Frage „wie präsentiere ich mich online?“, setzt die Frage „wer bin ich?“ voraus (Döring 2002), die häufig nur mit „ich bin viele“ beantwortet werden kann: „Individuals coping with the post-modern context realize that they are multiply and contradictorily constituted: as a woman, a person of color, a Republican, a Web designer, and an ecologically minded gardener, for instance (...) On their web pages they have claimed multiple identities as fiancées, daughters, sorority sisters, basketball players, graphic designers, and sky divers – and have created textual and graphical connections where these identities intersected“ (DeVoss 2002).

Websites sind fast per definitionem „under construction“ oder „perpetual beta“, häufige Aktualisierungen oder Redesigns sind wesentliche Elemente – darin mag sich zeigen, dass die Bedeutung der unterschiedlichen Rollen, die die dahinter stehenden Individuen einnehmen, sich

immer wieder verändern kann und sich diese Schwerpunktverlagerung auch auf der persönlichen Website widerspiegelt: „These Web pages are unfinished because the authors themselves are unfinished, works in progress“ (DeVoss 2002).

So unterschiedlich Individuen sich auf Websites präsentieren können, so unterschiedlich fällt auch die Bewertung des Genres aus: Sind nun die Online-Präsenzen von Privatpersonen insgesamt „advertisements for the self“ (Killoran 2003), „an exercise in self-promotion“ (Seabrook 1995), „a more democratic practice of autobiography“ (Killoran 2003) oder nur „amateurish and superfluous products of narcissism and exhibitionism“ (Döring 2002)? Der Journalist Edward Rothstein ging sogar so weit, zu konstatieren: „Sartre had it only partly right. Hell is not just other people, it's other people's home pages“ (Rothstein 1996), während der Open Pages Webring im Gegenteil feststellt: „No one's life is insignificant, no matter where they are, what they do, how old they are... anyone's experiences can bring something to our lives – thought, perspective, laughs, tears“ (zitiert nach Döring 2002).

Wem auch immer man eher geneigt ist zuzustimmen: Wem steht es schon zu, zu urteilen, wer eine Autobiographie oder Biographie im Netz „wert“ sei? Gerade in den letzten Jahren geht man doch von der Beschränkung biographischer Würdigung auf Kaiser und Feldherren ab – grammatikalisch männliche Formen beabsichtigt. Persönliche Websites – so banal sie manchmal auch sein können – stellen „autobiographical displays of democracy's ordinary citizens being relatively rare in public discourse“ (Killoran 2003) und eine relativ neue Ausdrucksform dar, die heutzutage mit relativ wenig technischem Know-How und finanziellem Aufwand gestaltet werden kann. Die „Selbstdarstellung“ kann ein weltweites Publikum erreichen, was früher den bereits Berühmten vorbehalten war (Killoran 2003). Und – im Gegensatz zu in der U-Bahn zwangsweise belauschten Mobiltelefongesprächen – kann man sich der Lektüre privater Websites leicht entziehen...

Welche Bedeutung dabei der eigene Name als Domain haben kann, beschreibt Miguel Mota anhand des Beispiels der Autorin Jeanette Winterson (Mota 2004). Im Jahr 2000 registrierte der Philosoph Mark Hogarth verschiedenste Domains mit den Namen bekannter AutorInnen von Martin Amis bis Julian Barnes, darunter auch „jeanettewinterson.com“, mit der Absicht, die Nutzungsrechte gegen eine prozentuelle Beteiligung an den Einnahmen an die AutorInnen abzutreten. Winterson legte Beschwerde ein: "I'm not attached to material possessions ... but to be detached from my own name seemed to demand either schizophrenia or a Zenlike calm“, schreibt Winterson in ihrem Text „He Stole My Name“, den sie auf ihrer Website veröffentlichte (zitiert nach Mota 2004). Mota konstatiert einen gewissen Widerspruch: „On the one hand, then, we have Winterson's representation of the subject ... as decentered, unstable, and indeed unnameable in any unitary sense; on the other hand, we have Winterson's formidable and passionate fight to assert her own proper name in the dispute over her domain name on the World Wide Web“.

4 ONLINE-TAGEBÜCHER UND WEBLOGS

„Des journaux intimes sur Internet, était-ce possible?“ fragte sich Philippe Lejeune (Lejeune o.J.). Online-Tagebücher bzw. Weblogs sind in gewisser Weise der Beweis dafür. Der Ursprung lässt sich nur mehr schwer feststellen: „There has been spirited discussion in some quarters of the weblog community about when the first weblog appeared, but I think of Mosaic's What's New page, which ran from June 1993 to June 1996, as the progenitor“ (Blood 2002). Tim Berners-Lee betrieb schon 1994 eine Art Logbuch, in der er auf alle neuen Webseiten hinwies – das war damals noch möglich. In diesem Jahr entstanden auch andere, wie Justin Halls „links.net“, der als 19-Jähriger begann, seinen kompletten Alltag im Internet zu protokollieren. Diese Website ist übrigens noch immer verfügbar – eine Außergewöhnlichkeit im flüchtigen Netz. 1997/98 tauchte der Begriff „Weblog“ auf, und 1999 wurden mehrere Softwareprodukte dafür angeboten, z.B. Pitas und Blogger, die das Publizieren von Einträgen gänzlich ohne HTML-Kenntnisse ermöglichen (Zuern 2003).

Der allererste Eintrag in einem „richtigen“ Online-Tagebuch am 3. Jänner 1995 wird jedenfalls Carolyn Burke zugeschrieben (Sorapure 2003). In einer schwierigen persönlichen Situation – Ende einer zehnjährigen Beziehung, Umzug, Jobwechsel – ohne greifbare AnsprechpartnerInnen, stellte sie fest: „I need to talk to someone about that. There just didn't seem to be

someone. So I wrote. (...) I just needed to have my own say somewhere where I wouldn't start a fight about the past. Somewhere where I had the last word. Somewhere that people, in the abstract, could listen to my side", und, so sagt sie in einem Interview für das Online Diary History Project, "nameless, faceless people - the Internet - spoke back to me. The Internet, a blur of people, became my therapist, my confidant, my intimate friend" (Online diary history project o.J.).

Ein weiteres frühes Beispiel, vielleicht eines der interessantesten: „Living in the Bonus Round“. Steve Schachlin erkrankte 1996 an AIDS und begann mit seinem Online-Tagebuch, um seine Symptome für seinen Arzt genau aufzuzeichnen und seine verstreut lebende Familie auf dem Laufenden zu halten. Seine Gesundheit verschlechterte sich zusehens, und das Tagebuch war als eine Art Hinterlassenschaft gedacht. Heute – zehn Jahre später – führt Schachlin das Tagebuch übrigens immer noch: Das Leben schenkte ihm eine „bonus round“.

Das Gepostete darf man aber nicht immer ernst nehmen, wie das Beispiel des Online-Tagebuch des leukämiekranken amerikanischen Mädchens Kaycee Nicole zeigt. Über Jahre hinweg führte die vermeintlich krebserkrankte junge Frau ein Online-Tagebuch, in der sie ausführlich über ihren Kampf gegen die Krankheit berichtete. Schließlich schilderte auch ihre Mutter ihre Erfahrungen und ihre Sorgen um ihr krankes Kind. Viele Leute telephonierten mit den beiden, schickten Grußkarten und Süßigkeiten, bis schließlich die Nachricht von Kaycees Tod die Community erschütterte. Nur war der Ort und Zeitpunkt ihres Begräbnisses nicht herauszufinden. Langsam begannen Zweifel aufzukommen, und schließlich gestand die Mutter, alles erfunden zu haben. Ihre tatsächliche Tochter Kelli hatte zum Spaß gemeinsam mit Freundinnen eine junge, hübsche, aber virtuelle Kaycee Nicole geschaffen; ihre Mutter riss das ganze an sich und schuf die Legende von der Leukämiekranken (Simon 2001).

Wieso sind Weblogs so beliebt? Angesichts der zunehmenden Kommerzialisierung des WWW suchen die Leute „anything authentic – even it's as mundane as the security camera in a convenience store“ (Blood 2002). Blogs stellen - mit all ihren Rechtschreib- und Tippfehlern und manchmal überschäumenden Emotionen – eine authentische menschliche Erfahrung dar, in ihrer persönlichen Schreibweise öffnen sie ein Fenster in das Leben anderer Personen. Ähnlich wie bei den persönlichen Websites gibt es aber dennoch viel Kritik an der Belanglosigkeit, die in Weblogs verbreitet wird: „Wirklich, nein, wirklich - diese Weblogs sind gar nicht so verkehrt. Ach, was sag ich, die sind super. Ich will ohne Weblogs gar nicht mehr sein. Weblogs sind der Gott der kleinen Dinge, da helfen weder Stolz noch Vorurteil. Sie sind die Instant-Archäologie des Alltags („Heute hab ich mir bei Tchibo MP3-Player gekauft. Blaues Display! Fühle mich wie ein moderner Mensch“), die emotionale Landkarte des Ortlosen („Seit gestern nehme ich eine höhere Prozac-Dosis. Jetzt kann ich nicht schlafen. Naja, habe ich wenigstens mehr Zeit zum Bloggen“), die Chronik eines angekündigten Modems („Hurra, bald habe ich ***DSL***!“), die Sturmhöhen der Lebenstiefen („***** dieses Arschloch, hat mich heute versetzt!“) die Buddybrooks der Netzkultur - und jetzt schon die Klassiker des 21. Jahrhunderts“, schreibt Ira Strübel in der TAZ (Strübel 2002).

5 EPORTFOLIOS

Vom Grundgedanken her sind sogenannte ePortfolios mit den Werkmappen von KunststudentInnen zu vergleichen: Darunter versteht man „a purposeful collection of students' work that illustrates efforts, progress, and achievement“ (Barrett 1998). Werke, die man während einer Hochschul-, Schul- oder Berufsausbildung erarbeitet hat, werden auf einer Website zu einer abgerundeten Dokumentation zusammengefügt. Dabei kann es sich um verschiedenste Medienformen – vom selbstgedrehten Video über Cartoons bis zur Seminar- oder Diplomarbeit – handeln. Das Ergebnis kann unter anderem als Ergänzung zu einem Bewerbungsschreiben dienen. Je nach Ansatz enthält das ePortfolio zusätzlich zu den gesammelten Dateien eine Reflexion über den Inhalt und die persönliche Entwicklung und wird im Normalfall mit persönlichen Angaben wie einem Lebenslauf ergänzt (Batson 2002). So soll ein Eindruck davon vermittelt werden, was man in der Vergangenheit geleistet hat, was man für die Gegenwart daraus gelernt hat und in welche Richtung man in der Zukunft gehen möchte (Barrett 2005). Digitale Portfolios dienen aber nicht nur der Darstellung eigener Leistungen für potentielle Ar-

beitgeberInnen, sondern durchaus auch als Erinnerungshilfe für die Verfasserin, den Verfasser: „Looking back over your portfolio periodically provides intellectual fuel for reflection, helping you to attain a sense of progress and insight into your own abilities“ (Moody 2004).

6 SOCIAL SOFTWARE

Unter sozialer Software versteht man im Wesentlichen Systeme, die die menschliche Kommunikation, Interaktion und Zusammenarbeit unterstützen. Das Schlagwort „Social Software“ hat sich um 2002 in Zusammenhang mit neuen Anwendungen wie Wikis und Weblogs etabliert; der Begriff kann aber auch bereits vorher existierende Dienste wie eMail oder Newsgroups umfassen. Den Systemen ist gemein, dass sie Aufbau und Pflege sozialer Netzwerke und Communities unterstützen und weitgehend mittels Selbstorganisation („user-based“) funktionieren – letzteres unterscheidet soziale Software von anderer kollaborativer Software wie Groupware oder Computer Supported Cooperative Work.

Immer mehr InternetbenutzerInnen sind bereit, in Anwendungen der sogenannten „sozialen Software“ mit anderen ihre privaten Vorlieben, Interessen und Erlebnisse auszutauschen. Nur einige der Anwendungen seien hier angeführt: Auf 43things.com kann man eine Liste mit den 43 Dingen, die man schon immer einmal machen wollte, erstellen. Das alleine wäre nun nicht bemerkenswert: Man kann zudem leicht herausfinden, wer dieselben Ziele hat, kann sie mit einem „cheer“ virtuell unterstützen und sich als Beraterin anbieten. Aktuelle Vorhaben von 43things-BenutzerInnen reichen vom beruflichen Aufstieg über die Selbstverwirklichung bis zur Behebung eines Familienstreits: „redefine the librarian profession“, „reconcile with my sister“, „write my biography“, „receive a letter from Hogwarts apologizing for the late owl but informing me that i am actually a wizard“, „lose 40 pounds“, „practice paganism“. 43places.com funktioniert genauso mit Orten, an die man schon immer einmal reisen wollte.

Bei Flickr geht es darum, Photos hochzuladen, zu beschlagworten, die Bilder anderer zu kommentieren, zu Sets und Gruppen zusammenzustellen und so Kontakt zu Personen mit ähnlichen Interessen herzustellen. Frappr kann dazu verwendet werden, auf Landkarten die Verbreitung von Mitgliedern einer bestimmten Gruppe graphisch darzustellen. Discogs erlaubt die kooperative Katalogisierung, Bewertung und Kommentierung von Tonträgern.

Alle diese Anwendungen sind erst vor relativ kurzer Zeit entstanden, und es kommen immer neue dazu. Man kann aber bereits jetzt eine gewisse Sorglosigkeit der BenutzerInnen im Umgang damit feststellen: Viel Zeit und Mühe wird in die Gestaltung der jeweiligen Seiten investiert, vielfach ohne die Möglichkeit zu haben, ein Backup zu erstellen. Hier muss man sich auf die Professionalität von Firmen verlassen, die es gestern noch nicht gegeben hat und – das soll bei Internet-Startups ja vorkommen – vielleicht schon morgen nicht mehr geben wird. Dazu kommt eine gewisse Unbekümmertheit, was die Preisgabe privater Daten betrifft: Von der vollständigen Adresse bis zu Informationen aus intimsten Lebensbereichen wird alles preisgegeben – für künftige BiographInnen und ArchäologInnen des frühen 21. Jahrhunderts ein Paradies?

7 LIFELONG CAPTURE-SYSTEME

All diese (auto)biographischen Formen sind selektiv und können – wie ihre analogen Pendants – nur einen Bruchteil der Ereignisse eines Lebens abbilden. Da die Speicherkapazität sich regelmäßig vervielfacht, der Preis für Speichermedien rapide sinkt (Czerwinski 2006) und sich auch die Bandbreite der Internetanschlüsse erhöht, gibt es mittlerweile verschiedene Forschungsprojekte, die versuchen, „alles“ aufzuzeichnen, was im Laufe eines Lebens passiert.

7.1 *The Cerebral Library und Memex*

Ausgangspunkt für nahezu alle dieser Überlegungen ist der wegweisende Aufsatz „As we may think“ von Vannevar Bush vom Juli 1945, in dem der damalige Direktor des US-amerikanischen Office of Scientific Research and Development das System „Memex“ beschreibt – einen „memory expander“, sozusagen eine externe Erweiterung der Gehirnkapazität, auf dessen Gestaltung es sich näher einzugehen lohnt (Bush 1945). In diesem visionären Text

werden Entwicklungen wie dreidimensionale Photographie, Datenkompression, Spracherkennung, Hypertext, Computernetze und Datenbanken gewissermaßen vorweggenommen.

Zum Vergleich sei aber zunächst eine siebzig Jahre alte literarische Vorstellung angeführt: In der Ausgabe der Zeitschrift „Amazing Stories“ vom Mai 1936 erschien die Erzählung „The cerebral library“ von David H. Keller. Darin werden College-Absolventen mittels Zeitungsinserat für einen Job der besonderen Art angeworben: Fünf Jahre lang sollen sie jeden Tag eine bestimmte Anzahl Bücher zu verschiedensten Themen lesen. Für Bücherwürmer klingt das verheißungsvoll, vor allem, wenn sie dafür noch gut bezahlt werden. Was die fünfhundert ausgewählten jungen Männer aber nicht wissen: Am Ende der Vertragsdauer sollen ihre Gehirne als universelle Wissensspeicher in den Regalen der „zerebralen Bibliothek“ landen und mit ein paar Hebelbewegungen durchsucht werden können: „All the information in that entire library is mine, all I have to do is to operate this machine. I do not have to read a single book, yet I have the knowledge gained by five hundred men, working nearly five years each. (...) The men are dead, but their acquired wisdom lives on and I am the beneficiary. I am now the most learned man in the world“ (Keller 1936).

Wäre für eine Biographin nicht ungemein praktisch, das Gehirn ihres Objektes als Wissensspeicher über dessen Leben auf dem Schreibtisch sitzen zu haben und befragen zu können?

Aber nun zurück zu Memex: Vannevar Bush sah die gängigen Methoden, Forschungsergebnisse zu übermitteln und zu rezipieren, angesichts des rapiden Anstiegs an Publikationen als zunehmend inadäquat an: „The investigator is staggered by the findings and conclusions of thousands of other workers – conclusions which he cannot find time to grasp, much less to remember, as they appear“ (Bush 1945). Leibniz’ und Babbages theoretisch ersonnene Rechenmaschinen waren zu ihrer jeweiligen Zeit unmöglich in die Praxis umzusetzen; mit den neuen Technologien und Produktionsmethoden sah Bush erstmals eine Möglichkeit der Realisierung gekommen.

Als Voraussetzung für die Speicherung sah er die Datenkompression auf Mikrofilm: „A library of a million volumes could be compressed into one end of the desk. If the human race has produced since the invention of movable type a total record, in the form of magazines, newspapers, books, tracts, advertising blurbs, correspondence, having a volume corresponding to a billion books, the whole affair, assembled and compressed, could be lugged off in a moving van“ .

Den Kern des Problems sieht Bush aber in der Wiederauffindbarkeit, da die bibliothekarische Erschließung nicht der Arbeitsweise des Gehirns entspreche: Dateien würden im Normalfall nur an einer Stelle eines hierarchischen Systems abgelegt, während das menschliche Gehirn assoziativ arbeite. Eine Lösung für dieses Problem sah Bush in einer Art mechanischer Dokumentenablage – dem „Memex“. Dieser wird definiert als „device in which an individual stores all his books, records, and communications, and which is mechanized so that it may be consulted with exceeding speed and flexibility“, „an enlarged intimate supplement to his memory“ .

Memex besteht aus einem Schreibtisch, Leinwänden, auf die die Daten projiziert werden, Tastatur, Knöpfen und Hebeln. Die Funktionsweise: Bücher, Zeitschriften und Zeitungen werden gleich auf Mikrofilm zugekauft; Notizen, Photographien, Briefe und andere Memorabilia werden fotografiert und in das System eingepflegt. Der Zugriff erfolgt einerseits analog zu bestehenden bibliothekarischen Systemen, andererseits – und das ist das revolutionär Neue – durch assoziative Indexierung. Dazu ist es notwendig, zwischen zusammengehörigen Dokumenten eine Verbindung zu schaffen – einen Hyperlink nach heutiger Nomenklatur, oder – wie Bush schreibt – einen „trail“, wodurch auch der Bedarf für einen neuen Berufszweig entstehe: „There is a new profession of trail blazers, those who find delight in the task of establishing useful trails through the enormous mass of the common record“ (Bush 1945).

Bush als Wissenschaftler sah das Potential für Memex vor allem im Bereich der Forschungsliteratur. Aktuelle Versuche, ähnliche Systeme zu realisieren, beziehen sich allerdings vor allem auf die Speicherung persönlicher Daten.

7.2 *MyLifeBits*

Das Forschungsprojekt MyLifeBits von Microsoft Research bezieht sich unmittelbar auf Vannevar Bush. Ziel der Software MyLifeBits: Die BenutzerInnen sollen jedes gelesene Dokument, jedes betrachtete Bild, jeden gehörten Ton speichern und leicht wieder finden können, anstatt „shoeboxes full of photos, photo albums & framed photos, home movies / videos, old bundles

of letters, bookshelves and filing cabinets” (Gemmell 2002) an verstreuten Orten aufzubewahren.

Der Forscher Gordon Bell fungiert dabei auch als Forschungsobjekt – nur gesetzliche Vorschriften in Bezug auf einzelne Dokumente hindern ihn noch am vollständig „papierlosen Leben“: „Everything available from his life is digitized, such as articles, books, cards, CDs, letters, memos, music, papers, photos, posters, paintings, presentations, home movies, videotaped lectures, voice recordings, email, and calendar events. More recently, Bell has begun copying every time he attends a chat session, visits a Web page, makes a telephone call, and listens to a TV or radio program” (Nack 2005). Bell beschreibt ein Gefühl der Erleichterung, das ihm MyLifeBits verschaffe: „One [reviewer] asked simply: ‘Why’? What use is it having every detail of your life stored digitally? Does it change the way you live? Bell’s response was quick: ‘There’s a great freedom in not having to remember this stuff anymore. To lose that weight, it’s almost indescribable” (Crawford 2006).

Die bloße Aufzeichnung der durch eine Fülle von Eingabemedien gesammelten Daten reicht allerdings nicht aus, um MyLifeBits – auch für die Nachkommen – wirklich benutzbar zu machen: „Your media will be highly valued by your descendants. For your great-grand children to have any appreciation of your media at all, it is clear that annotations and stories are essential“ (Gemmell 2002). Wichtige Prinzipien sind „Suche statt Hierarchie“, Annotationen und die Erstellung von „trails“ durch den Datenschwungel.

7.3 *Stuff I’ve seen*

Mit „Stuff I’ve seen“ (SIS) entwickelte Microsoft Research ein System, das alle Dokumente, die eine Benutzerin gesehen hat, unabhängig von der Dateiarart festhält. Der Ansatz von SIS: Ein wesentlicher Teil der Wissensarbeit wird mit der Suche nach Dokumenten, die man bereits kennt, verbracht. Um dieses Wiederfinden zu beschleunigen, wird ein gemeinsamer Index über alle Informationsquellen – eMails, Kalender, Cache, Dateien – erstellt, dafür wird der Inhalt in einem lokalen Speicher abgelegt (Dumais 2003).

7.4 *Familiar*

Das System „Familiar“ wird von MitarbeiterInnen des MIT Media Laboratory und der ATR Media Integration & Communications Research Laboratories entwickelt und legt den Schwerpunkt auf das Erkennen von Entwicklungen und Mustern im Laufe eines Menschenlebens. Diese Möglichkeit wird auch dem herkömmlichen Tagebuch zugeschrieben – „the diary ... provides the diary-keeper with the ability to look back on the developments, trends, and patterns of activity that has led to his/her current state of being” (Clarkson 2001) – , gleichzeitig weise dieses aber zu viele Lücken auf: “It is exactly those busy times where changes are rapidly occurring that diary-writing gets pushed to the side and forgotten. However these times of change and turmoil contain perhaps the most important events for a diary to include” (Clarkson 2001).

Diesem misslichen Umstand soll Familiar abhelfen: durch die Aufzeichnung von Aktivitäten mittels Videokamera, Mikrofon und Bewegungsmessern. Diese Daten können durch Text, Bilder und Audiodateien ergänzt und verlinkt werden. So soll fast automatisch ein multimediales Tagebuch entstehen, an dem sich ablesen lässt, welche Ereignisse und Aktivitäten Routine oder außergewöhnlich waren. So könnten noch die EnkelInnen nachvollziehen, wie oft die Großeltern ins Kino gingen oder wie lange sie normalerweise im Büro blieben...

7.5 *Lifelog*

LifeLog ist ein Forschungsprogramm der amerikanischen Behörde DARPA. Hintergrund: Durch tragbare ubiquitäre Geräte sollen alltägliche Erlebnisse und Erfahrungen erfasst und aufgezeichnet werden können, da man sich nicht mehr allein auf das menschliche Gedächtnis verlassen sollte: “Capturing a life log by electronic means enables us to record our daily life in detail. To date we have only relied on our human memory to record and remember our daily experiences. We tend to quickly lose the details of our experiences. We record special occa-

sions such as travels and family events with videos and photos. Excluding such special events, we rarely record the daily experiences that are the major part of our life; what we do at most is write a short diary“ (Aizawa 2005). LifeLog soll als elektronisches Tagebuch der Benutzerin ermöglichen, vergangene Ereignisse genauer rekapitulieren zu können, um daraus für künftige Anforderungen zu lernen. Im Gegensatz zu früheren umfassenderen Ansätzen, die aus Datenschutzperspektiven von verschiedenen Seiten heftig kritisiert wurden, wird LifeLog nun ausschließlich für den Gebrauch von SoldatInnen im Kampfeinsatz entwickelt (Shachtman 2004).

7.6 *Living Memory Box*

Das System “Living Memory Box” soll Familien beim Aufbewahren ihrer multimedialen Erinnerungsstücke – zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Aufwachsen der Kinder – unterstützen. Die zugrundeliegenden Interviews ergaben, dass Eltern trotz aller Bemühungen häufig befürchten, doch zu wenig gesammelt zu haben: „We never regret capturing but we often regret not capturing more“ (Gemmell 2006). Die Box soll die gemeinsame Ablage physischer und digitaler Erinnerungsstücke und dazugehöriger Metadaten ermöglichen: So könnte man ein Video von einer Geburtstagsfeier mit einem eingescannten Wunschzettel und dem Geburtstagsständchen als Audio-Datei zu einer gemeinsamen Geschichte in der Memory Box zusammenfügen (Stevens 2003).

7.7 *Office Blogger*

Die Multimedia-Anwendung “Office Blogger” soll Bürokräften ermöglichen, auf unkomplizierte Art Ereignisse, Gespräche, Meetings, Bilder und Dokumente aufzuzeichnen und aus diesen Daten Weblog-Einträge zu erzeugen. Die Hardware umfasst eine Videokamera im Büro, ein Tonaufnahmegerät, ein Computerbildschirm-Aufnahmegerät und eine Digitalkamera und wird durch eine Software ergänzt, die die aufgenommenen Bilder automatisch in die Kategorien Whiteboards, Dokumente, Visitenkarten, Folien und Szenen klassifiziert (Erol 2005). Diese Software kann es wohl erleichtern, wichtige Ereignisse zu dokumentieren und abwesende KollegInnen über Versäumtes zu informieren. Im Prinzip könnte sie auch Daten für soziologische und biographische Studien über einen typischen Arbeitstag im Büro liefern – wäre sicher interessant gewesen, nachzuvollziehen, was Albert Einstein an einem durchschnittlichen Tag im Patentamt gemacht hat. Der OfficeBlogger könnte aber letztlich genauso gut von den Vorgesetzten dazu verwendet werden, die Arbeit einer Büroangestellten lückenlos zu überwachen.

8 REFLEXION

Im Zuge der Beschäftigung mit Formen der digitalen Autobiographie, wie sie in den letzten Kapiteln vorgestellt wurden, ergibt sich unweigerlich die Frage: Was bedeutet das für die Biographie als Tätigkeit und als Genre? Eine abschließende Antwort ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht annähernd möglich, mögliche Problemfelder sollen im Folgenden umrissen werden.

„Biographie ergibt sich hier nicht mehr durch die einführende, verstehende Interpretation der archetypischen Einzelheiten, sondern durch statistische, parametrische Auswertung großer Datenmengen“ (Oels 2002). Dass eines Tages eine Biographie von den Computerpionieren Gordon Bell oder Ted Nelson geschrieben wird, ist ja so unwahrscheinlich nicht. Wie verändert aber deren „lifelong capture“ die Arbeit der BiographInnen? Wer kann Bells fünfzigtausend gespeicherte eMails auswerten, außer eine Text Mining-Software? Wird die Rolle des Biographen, der Biographin als „trail blazer“ (Bush 1945) durch ein Leben vielleicht gerade dadurch gestärkt? Andererseits: Reichen diese Daten wirklich aus? Oder anders gefragt: Wüsste jemand, „wer ich bin“, wenn er alle meine eMails der letzten zehn Jahre liest?

Haben nicht die „Verklärung der Vergangenheit“ und das Vergessen auch eine psychohygienische Funktion, auf die der Mensch nicht verzichten sollte? „Forgetting makes our life bearable and is closely related to cultural concepts, such as forgiveness and absolution. I wonder if removing this human imperfection, namely to forget, would do more harm than good. If lifelogging was the norm, then switching technology off might not be an option any longer“ (Nack

2005). Und umgekehrt: Vergessen wir Dinge nicht leichter, wenn wir der Meinung sind, sie seien ohnedies sicher in elektronischer Form abgespeichert? Wie geht man dann mit einem möglichen Datenverlust um?

Gerade bei Beispielen wie „MyLifeBits“ drängt sich auch die Frage nach dem Datenschutz geradezu auf: Der mit Hutkamera und Mikrophon ausgerüstete Gordon Bell und die von der Webcam beobachtete Jennifer Ringley zeichnen ja nicht nur Bilder von sich selbst auf, sondern unweigerlich auch oder in Bells Fall sogar vornehmlich von anderen – wie sieht es hier mit dem Recht am eigenen Bild aus?

Eines der größten Probleme stellt wohl die technische und organisatorische Sicherung – und umgekehrt auch die Löschung – der so gewonnenen Lebensdaten dar. Einerseits sind digitale Dokumente viel flüchtiger, als man gemeinhin annimmt. Technologien ändern sich schnell, Anbieter proprietärer Software verschwinden jäh vom Markt, und die wenigsten Bibliotheken und Archive sammeln auch die entsprechenden Geräte. Ein Beispiel: Angeblich musste die NASA bei Ebay ein Gesuch nach einem Computer, der 8 Zoll-Disketten lesen kann, aufgeben (Delbrouck 2002). Andererseits ist die Kontrolle über selbst publizierte Online-Inhalte schwierig: Wird ein Dokument – zum Beispiel von einer Website – gelöscht, lässt sich nicht überprüfen, ob es nicht bereits von jemandem heruntergeladen wurde oder ob es nicht irgendwann in der Wayback Machine des Internet Archive auftaucht, abgesehen von der hohen Wahrscheinlichkeit, dass die Datei auf dem physischen Datenträger von SpezialistInnen doch noch wiederherzustellen ist.

Wird zum Beispiel ein „born digital“-Dokument aus einem Nachlass im Zuge der Langzeitsicherung auf einen anderen Datenträger oder eine neue Softwareversion migriert, ist es dann wirklich noch dasselbe? – Während ich diesen Satz schreibe, arbeite ich gerade an der Version 89 dieses Dokuments. Wenn es sich nicht um einen Aufsatz, sondern um ein editionswürdiges Gedicht handeln würde, wie ginge man mit diesen – in Word ja nachvollziehbaren – Versionen um, wenn es schon bei händischen Streichungen auf einem Blatt Papier nicht immer leicht ist?

Eine Schachtel mit gesammelten Briefen, Kontoauszügen oder Photos ist von den Hinterbliebenen im Normalfall relativ leicht zu entdecken und kann der Forschung genau so zur Verfügung gestellt werden. Wie aber sieht es mit dem Zugriff auf bestimmte elektronische Daten aus? Ist ein Zugriff auf Finanz Online, das eBanking-Konto, den eMail-Account dann ebenfalls zu bekommen? Woher weiß man überhaupt, wo überall jemand registriert war, und – wenn ein Nickname oder Pseudonym verwendet wurde – unter welchem Namen?

Rekapitulieren wir: Würde jemand sich an allen oben vorgestellten Systemen beteiligen und uns für das Verfassen einer Biographie den Zugriff gestatten, hätten wir Zugang zu sämtlicher Korrespondenz von eMails über eingescannte Briefe bis zu Telefongesprächen und Chat-Protokollen; aus den audiovisuellen Aufzeichnungen wüssten wir, wo und wann die Person was mit wem besprochen hat, auf welche Online- und Offline-Dokumente sich wie lange der Blick gerichtet hat; in den Social Software-Anwendungen erhalten wir Hinweise auf Ziele, Träume, Wünsche; wir könnten jeden einzelnen Tagesablauf eines Lebens nachvollziehen. So viele Informationen – den Umgang damit müssen BiographInnen und Biographierte erst lernen. Aber was wissen wir noch, wenn der Stecker herausgezogen wird? Es bleibt spannend.

LITERATUR

- Aizawa, K. (2005) Digitizing personal experiences: Capture and Retrieval of Life Log. In: *Proceedings of the 11th International Multimedia Modelling Conference MMM'05*. Melbourne, Australien: IEEE.
- Barrett, H.C. (1998) Electronic portfolios and standards. <http://electronicportfolios.com/portfolios/TelEd98Abstract.html>
- Barrett, H.C. (2005) Frequently-Asked Questions about Electronic Portfolios. <http://electronicportfolios.com/faq.html>
- Batson, T. (2002) The Electronic Portfolio Boom. What's it all about? *Syllabus* 12. Jänner. <http://acurbelo.org/portafolio/The20Electroni20Portfoli20Boom.pdf>
- Blood, R. (2002) *The Weblog handbook*. Cambridge, USA: Perseus.
- Bush, V. (1945) As we may think. *The Atlantic monthly* 176, 101-108. <http://www.theatlantic.com/doc/194507/bush>
- Clarkson, B., Mase, K. & Pentland, A. (2001) The familiar: a living diary and companion. In: *CHI 2001*. Seattle, USA: ACM, 271-272.

- Crawford, D. (2006) Editorial pointers. *Communications of the ACM* 49, 5.
- Czerwinski, M., Gage, D.W., Gemmell, J., Marshall, C.C., Pérez-Quiñones, M.A., Skeels, M.M. & Catarci, T. (2006) Digital memories in an era of ubiquitous computing and abundant storage. *Communications of the ACM* 49, 44-50.
- Delbrouck, D. (2002) NASA sucht Ersatzteile bei Ebay. *ZDNet* Mai 2002. <http://www.zdnet.de/news/hardware/0,39023109,2110115,00.htm>
- deSaint-Georges, I. (1998) Click here if you want to know who I am: Deixis in personal home pages. In: *Proceedings of the 31st Hawaii International Conference on System Sciences (HICSS'98)*. Washington, USA: IEEE. <http://csdl2.computer.org/comp/proceedings/hicss/1998/8236/02/82360068.pdf>
- DeVoss, D. & Selfe, C.L. (2002) „This page is under construction“. Reading women shaping on-line identities. *Pedagogy. Critical approaches to teaching literature, language, composition, and culture* 2, 31-48.
- Döring, N. (2002) Personal home pages on the Web: a review of research. *Journal of computer-mediated communication* 7. <http://jcmc.indiana.edu/vol7/issue3/doing.html>
- Dumais, S., Cutrell, E., Cadiz, J.J., Jancke, G., Sarin, R. & Robbins, D.C. (2003) Stuff I've seen: A system for personal information retrieval and re-use". In: *SIGIR '03: Proceedings of the 26th annual international ACM SIGIR conference on Research and development in information retrieval*. Toronto, Kanada: ACM. <http://research.microsoft.com/~sdumais/SISCore-SIGIR2003-Final.pdf>
- Erol, B. & Hull, J.J. (2005) Office blogger. In: *Proceedings of the 13th annual ACM international conference on Multimedia*. Singapur: ACM, 383-386.
- Gemmell, J., Bell, G., Lueder, R., Drucker, S. & Wong, C. (2002) MyLifeBits: Fulfilling the Memex vision. In: *Multimedia '02*. Juan-les-Pins, Frankreich: ACM. 235-238
- Gemmell, Jim, Bell, G. & Lueder, R. (2006) MyLifeBits: A personal database for everything. *Communications of the ACM* 49, 88-95.
- Hümmerich, K. & Gola, P. (1981) *Der Mensch im Netz der Datenwelt*. München, Deutschland: Knauer.
- Keller, D.H. (1936) The cerebral library. *Amazing stories* May 1936, 116-124.
- Killoran, J.B. (2003) The gnome in the front yard and other public figurations. Genres of self-representation on personal home pages. *Biography* 26, 66-83.
- Kroemer, H. (2006) Der KURIER schenkt Babys eine Homepage. „Babyweb“ schafft neue Möglichkeit zur Präsentation der Neugeborenen. *Kurier* 12. März, 11.
- Lejeune, P. (o.J.) „Cher écran...“ Journal personnel, ordinateur, Internet. <http://www.autopacte.org/Cher-%E9cran.html>
- Lüke, F. (2004) Unplugged: JenniCam ist offline. *Telepolis* 4. Jänner, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/16/16449/1.html>
- Moody, K. (2004) Online portfolios, or „WOW! Look at everything I've done“. *LIScareer* June 2004. http://liscareer.com/moody_onlineportfolios.htm
- Mota, M. (2004) What's in a name? The case of jeanettewinterson.com. *Twentieth Century Literature* 50, 192-206.
- Nack, F. (2005) You must remember this. *IEEE Multimedia* 12, 4-7.
- Oels, D. & Porombka, S. (2002): Netzlebenslinien. Probleme der Biographie im digitalen Zeitalter. In: Klein, C. (ed) *Grundlagen der Biographik. Theorie und Praxis des biographischen Schreibens*. Stuttgart, Deutschland: Metzler.
- Online Diary History Project (o.J.): *Recollections / Carolyn Burke*. http://www.diaryhistoryproject.com/recollections/1995_01_03.html
- Rothstein, E. (1996) Can Twinkies think, and other ruminations on the Web as a garbage depository. *NY Times* 4. März, D3.
- Rötzer, F. (1998) Veröffentlichung des Intimen. *Telepolis* 15. Juli. <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/2/2402/1.html>
- Seabrook, J. (1995) Home on the net. *The New Yorker* 16. Oktober. <http://www.levity.com/seabrook/homenet.html>
- Shachtman, N. (2004) Pentagon revives memory project. *Wired News* 14. September, <http://www.wired.com/politics/security/news/2004/09/64911>
- Simon, M. (2001) Man stirbt nur zweimal. Das Online-Tagebuch der leukämiekranken Kaycee Nicole. *Telepolis* 31. Mai, <http://www.heise.de/tp/r4/artikel/7/7763/1.html>
- Sorapure, E. & Shapiro, L.D. (2003) Screening moments, scrolling lives: diary writing on the Web. *Biography* 26, 1-23.
- Stevens, M.M., Abowd, G.D., Truong, K.N. & Vollmer, F. (2003) Getting into the Living Memory Box: Family archives & holistic design. *Personal Ubiquitous Computing* 7, 210-216.
- Strübel, I. (2002) Die Buddybrooks. *TAZ* 7. November. <http://www.taz.de/pt/2002/11/07/a0229.1/text>
- Zuern, J. (2003) Online lives: Introduction. *Biography* 26, V-XXV.
- 43things (o.J.). http://www.43things.com/things/view/7084?new_entry=596655#entry596655 (nicht mehr verfügbarer Eintrag)